

Für gute Arbeit in der Wissenschaft

ALIEN-SPRACHE. RACE IN ACADEMIA

LUZENIR CAIXETA und AZADEH SHARIFI im Gespräch mit KATRIN KÖPPERT

Diversity und akademisches Management – eine Einführung von Katrin Köppert

Zur Praxis einer guten Arbeit in der Wissenschaft gehört auch, sich mit Ausschließungsmechanismen in universitären Strukturen entlang der Kategorien *race*, soziale Herkunft, Gender, Sexualität, Körper, Ableismus, Alter oder Religion kritisch auseinanderzusetzen. Gute Arbeit in der Wissenschaft erfordert, sich für Diversität, Chancengleichheit und Inklusion einzusetzen und die politische Verantwortung gegen den Trend der Neoliberalisierung von Universität und die damit einhergehenden Mechanismen der Ungleichheitsproduktion wahrzunehmen – könnte man annehmen. Dass es so einfach nicht ist und dass *diversity & Co* unlängst dem Neoliberalismus des Bildungs- und Forschungsmarkts zuarbeiten, wurde bereits vielfach kritisiert.

So sprach etwa Chandra Talpade Mohanty Anfang der Nullerjahre in Bezug auf den US-amerikanischen Kontext von einer *race industry*, die für das «Management» und eine Kommodifizierung und Domestizierung von *race* verantwortlich sei.¹ *Race* sei im Rahmen von Kommodifizierung, also der kapitalistischen Warenkultur, auf die Politik der Stimme des Einzelnen festgelegt. Mohanty selbst beobachtete in ihren Seminaren einen un-

mittelbaren Zusammenhang zwischen der Kommodifizierung von *race* und der Individualisierung von Anti-/Diskriminierungsstrukturen. Zwar war es durch *Diversity*-Anstrengungen im Seminarraum möglich, die Geschichten marginalisierter Menschen als legitime Objekte der Diskussion zu artikulieren, aber nur auf der interpersonellen Ebene des Erfahrungsaustauschs und/oder der Gesinnungsbekundung. Von der eigenen Erfahrung ausgehend, blieb nur noch die individualisierte Verhandlung darüber übrig, wer sich wie sensibilisieren müsse bzw. wer sich wie diskriminiert fühle. Die strukturellen und institutionellen Parameter hegemonialen Wissens gerieten zunehmend aus dem Blick.

Weitere Effekte beschreibt Roderick A. Ferguson in seinem Buch *The Reorder of Things*.² Er beginnt mit einem Zitat von Adrian Piper, einer afro-amerikanischen Künstlerin und Philosophin, die in den 1990er Jahren aufgrund ihrer antirassistischen Arbeit vom Wellesley College angestellt wurde: «Wellesley has used my public visibility to enhance its multicultural public image while in reality actively preventing me from doing the multicultural work it publicly claims to welcome.»³ *Diversity* sei zum Sichtbarkeitsprogramm verkehrt und verhindere als Label, dem repräsentative

Gesichter verliehen werden, antirassistische Arbeit an der Universität.

Sara Ahmed geht in ihrer Kritik noch weiter und behauptet, *diversity* als Konzept hätte nur Bestand, weil es beschönigend funktioniere und Strukturen unberührt lasse.⁴ Statt dass *diversity* zum Abbau von Rassismus an Universitäten eingesetzt werde, führe es lediglich dazu, dass diejenigen, die Rassismus offensiv ansprechen und verhindern wollen, als Aggressoren_innen wahrgenommen würden.

Dieser Problemaufriss zeigt, dass wir über Rassismus und Klassismus als Mechanismen der Aushebelung von *Diversity-Management* und über Anti-Genderismus als Entplausibilisierung von Gender- und Queer Studies diskutieren müssen. Darüber tauschen sich im Folgenden Azadeh Sharifi und Luzenir Caixeta aus.

Azadeh Sharifi war lange Zeit freie Kultur- und Theaterwissenschaftlerin und Autorin und hat im Rahmen ihrer Kulturarbeit den akademischen Betrieb auch von außen kennengelernt. Momentan arbeitet sie als Postdoc an ihrem von der DFG finanzierten theaterwissenschaftlichen Forschungsprojekt «(Post)migrantisches Theater in der deutschen Theatergeschichte – (Dis)Kontinuität von Ästhetiken und Narrativen» an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Luzenir Caixeta ist Mitbegründerin von *maiz*, dem autonomen Zentrum von und für Migrantinnen in Linz, koordiniert dessen Forschungsbereich und hat sich mit einer Arbeit zum Beitrag migrierender Frauen für eine feministische Ethik promoviert. Luzenir Caixeta, Azadeh Sharifi und mich verbindet das Projekt «DE_colonize uni_VERSITY»⁵, das ich an der Kunstuniversität Linz mit Unterstützung beider gegründet habe.

Katrin Köppert Beginnen wir mit einer kleinen Fiktionalisierungsübung.⁶ Stellen wir uns vor, wir würden uns in 500 Jahren in einer tatsächlich postkolonialen und postmigrantischen Situation befinden und in einer Gesellschaft leben, in der Kolonialismus und Migrantismus

überwunden wären. Und stellt euch dann vor, ihr wärt als Archäologinnen auf der Suche nach den Spuren der Ereignisse, die 2017 bewirkt haben dürften, dass eine Veränderung der Verhältnisse einsetzte. Auf was würdet ihr stoßen? Oder anders gefragt: Was gibt euch heute Hoffnung zu denken, es könnte möglich werden, was wir uns momentan nur als unerreichbare Utopie denken können?

Azadeh Sharifi Ich glaube, es wären tatsächlich die jungen Studierenden, die begeistert queer-feministische und dekoloniale Positionen kennenlernen und in ihrer Wissenschaft anwenden wollen, indem sie Heteronormativität in Frage stellen und in Diskrepanz zu den Strukturen leben, die sie vorfinden. Da findet durch junge Frauen, Non-Binarys, aber auch Männer, die ihre Privilegien hinterfragen, ein Wandel statt, der in den Strukturen gar nicht gegeben ist. Die Generation, die jetzt gerade kommt, saugt das geringe Angebot auf und wendet es an.

Luzenir Caixeta Ich würde als Archäologin neugierig versuchen zu recherchieren, welche Widerstandsbewegungen es gegeben hat, um zu verstehen, wie es trotz der so starken Kolonialgeschichte in 500 Jahren anders werden konnte. Wie haben sie sich organisiert? Was ist geblieben?

K.K. Die Universität als institutionellen Ort, von dem aus utopisches Wissen generiert wird oder die Inspiration für die erfolgreiche Dekolonisierung in 500 Jahren ausgeht, schließt ihr im Wesentlichen aus?

L.C. Sollten die Universitäten die Widerstandsbewegungen unterstützt oder innerhalb der Universität zugelassen haben, dann schon. Aber welche Universitätsstrukturen unterstützen denn widerständige Bewegungen? Ich bin nicht im akademischen Metier angesiedelt, nehme aber aus Perspektive von *maiz*, also einem Verein, der für sich beansprucht, Teil der Widerstandsbewegung zu sein, nur punktuelle Momente

wahr. Das ist zu wenig. Wenn ich allerdings aus eigener Erfahrung auf die Geschichte Brasiliens zurückschaue, war die Rolle der Studenten_innenbewegung während der Militärdiktatur sehr relevant. Da gab es Widerstandsbewegungen innerhalb von Universitäten, die von Professor_innen unterstützt wurden.

A.S. Im Grunde sieht man ja schon am Personal, dass von Universitäten nur bedingt dekoloniale Emanzipation zu erwarten sein dürfte. Wer ist in der Akademie an den wichtigen Schaltstellen? Wer darf entscheiden, wer nicht? Welche Frauen sind Professorinnen? Leider oft die, die anderen Frauen nicht helfen und selbst nach oben steigen, weil sie in den Strukturen funktionieren. Und die Implementierung von *diversity* führt zu Ausschreibungen etwa für «Menschen mit Migrationshintergrund, die dieselben Qualifikationen haben». Was heißt das? «Migrationshintergrund» kann bedeuten, dass ich in der dritten Arbeitergeneration hier lebe, es kann auch sein, dass ich aus einer akademischen Geflüchtetenfamilie komme. Aber es geht nicht nur um das Personal, sondern auch um die Inhalte, das Curriculum. Was wird unterrichtet? Wird *race* nur abgehakt oder ist es eine Kategorie, die immer mitgedacht wird? Auch die Frage, wie etwas angeboten wird, spielt eine Rolle. Ansätze des Postkolonialen werden oft als «bloß angelsächsische» Konzepte abgetan. Was mich auch erschreckt: Welches Wissen wird vergessen? Im Band *Rassismen und Feminismen*, der in den 1990er Jahren erschienen ist,⁷ fand ich genau die Ansätze, die wir heute immer noch fordern. Das Ignorieren dieser Perspektiven führt dazu, dass Feminist_innen und schwarze Feminist_innen im deutschsprachigen Raum immer wieder intersektionales Denken einfordern müssen.

K.K. Einer der Punkte, den du angesprochen hast, ist die Chancengleichheit, Zugang zur Universität zu haben. Im Rahmen von *Diversity-Management* vermittelt sich oft der

Eindruck, dass das politische Ziel der Zugang von Blacks, People of Color und Migrant_innen sei. Verstecken sich eurer Meinung nach hier auch Fallstricke?

A.S. Ich glaube ja. Es verändern sich durch den Zugang bestimmter Subjekte temporär Inhalte, aber wie nachhaltig? Bestes Beispiel ist doch Sara Ahmed. Wenn sie geht, weil sie findet, dass die Universität nicht in der Lage ist, mit *sexual harassment* umzugehen,⁸ wird doch klar, dass Zugang allein nicht reicht, selbst wenn Kämpfer_innen wie sie da sind. Und trotzdem ist es momentan eine der wenigen Forderungen, die wir stellen können: zu sagen, wir brauchen Geld, wir brauchen Zugang zu Möglichkeiten, eigene Strukturen zu schaffen. Selbst wenn ich mich nach harten Kämpfen mittlerweile als einen Teil der Universität verstehen kann, fühlt es sich nicht so an, als hätte ich wirklich einen Fuß drinnen. Die Gläserne Decke ist sehr sichtbar für mich. In meiner Arbeit ist daher mitgedacht, wie ich eine Struktur schaffen kann, in der ich, aber nicht nur ich alleine, arbeiten kann, vor allem vor dem Hintergrund einer Struktur, die diejenigen separiert, die Themen der Dekolonisierung künstlerisch-wissenschaftlich bearbeiten. Solidarische Strukturen werden sogar nicht möglich. Stattdessen wird man oft als *token*, als Platzhalter für eine ganze Gruppe, eingeladen. Davon kann ich zwar oft profitieren, z. B. wenn ich als Kuratorin versuche, bestimmte künstlerische Positionen zu repräsentieren. Trotzdem sind eigene Strukturen nötig.

L.C. Dass die Auseinandersetzung etwa mit Kolonialismus auf der diskursiven Ebene tatsächlich von politischen Maßnahmen begleitet wird, sehe ich eher nicht. Selbst wenn gesagt wird, alle hätten das gleiche Recht zu studieren oder einen Job zu bekommen, wissen wir, dass dem so nicht ist. Die Anforderungen sind für alle gleich, die Voraussetzungen jedoch nicht. Wenn von ungerecht verteiltem Zugang die Rede ist, spreche ich weder von mir, weil ich verhältnismäßig

privilegiert bin, noch von geflüchteten Menschen, die gerade hier angekommen sind, sondern von Menschen, die hier geboren und zur Schule gegangen sind, gar keine Schwierigkeiten mit der Sprache haben und trotzdem nicht die gleichen Chancen bekommen. Es sind immer nur Ausnahmepersonen, die es schaffen.

K.K. Damit sprichst du Zugang als Thema der qualitativen Chancengleichheit an, also der Gleichheit der Chancen unter Berücksichtigung solcher Dimensionen, die über Sprache, Bildung etc. hinausgehen. Du kannst noch so gut integriert sein, aber aufgrund von Rassismus trotzdem benachteiligt werden. Wie müsste die Problematisierung dessen politisch begleitet werden?

L.C. Neben einer Thematisierung innerhalb der Universität sind Quoten notwendig, um die Ungleichheiten in Bezug auf Zugänge zu minimieren. Ansonsten bleibt die Frage des Zugangs immer von engagierten Personen an der Universität abhängig, was auch die Gefahr protektionistischer, paternalistischer Politik birgt.

K.K. Das bringt mich auf die Frage der Zuständigkeit. Emily Ngubia Kuria, Autorin von *eingeschrieben. Zeichen setzen gegen Rassismus an deutschen Hochschulen*,⁹ sagte kürzlich in einem Interview, Verantwortung entstehe erst dann, wenn sich eine_r dafür zuständig erkläre, Rassismus nicht mehr «wahrzunehmen».¹⁰ Gleichzeitig meint Encarnación Gutiérrez Rodríguez in dem gleichen Interview, dass die, die heute Verantwortung übernehmen, oft diejenigen sind, die sich früher im Rahmen der sozialen Bewegungen als Feminist_innen für inklusive Unis engagiert haben und jetzt Inhaber_innen von Professuren sind, also selbst einen durchaus längeren Weg der Professionalisierung der Universität begleitet haben.¹¹ Was bedeutet es, wenn sie sich aus ihrer Position heute als verantwortlich für Fragen nach

diversity und Zugangsmöglichkeiten sehen, also als zuständig erklären, während andere, ohne dass sie es wünschen, z. B. als *tokens* für zuständig erklärt werden?

L.C. Die Gefahr der Institutionalisierung von Initiativen, die am Anfang sehr stark im Widerständigen verortet sind, besteht immer. Um innerhalb der Institutionen Raum zu schaffen, müssen sie bereit sein, Kritik auszuhalten. Die Institutionen sind voller Widersprüche, und wer drinnen ist, trägt diese mit. Die besten Intentionen bringen widersprüchliche Effekte hervor. Allein die Tatsache, dass ich es aufgrund der prekären finanziellen Situation von maiz nicht schaffen, regelmäßig zu den Treffen von «DE_colonize uni_VERSITY» zu kommen, ist Ausdruck dessen, dass es kein symmetrisches Verhältnis gibt. Ihr seid in der Universität und habt die Ressourcen, aber ich kann es mir nicht leisten, auch wenn ich gern mit euch in Austausch treten möchte.

A.S. Nochmal zum Für-zuständig-erklärt-Werden: Eine Strategie ist ja, sich zu verweigern, also z. B. nicht in solchen Runden zu sprechen, in denen nur fünf weiße Männer sitzen. Gleichzeitig besteht aber auch eine Verantwortung. Ich sehe einerseits eine Notwendigkeit, bestimmte Künstler_innen sichtbar zu machen. Aber auch, dass ich als junge Frau of Color unterrichte und Vorträge halte, schafft die Möglichkeit, dass sich andere junge Frauen of Color identifizieren können. Das schafft letztlich auch Zugang.

K.K. Azadeh, du erwähntest die Ignoranz gegenüber bestimmtem Wissen. Ihr bei maiz habt die «Universität der Ignorant_innen» gegründet. Wie arbeitet ihr aus einer gegenhegemonialen Perspektive mit dem Begriff der Ignoranz?

L.C. Die Anerkennung der Ignoranz, des Nichtwissens in den Bedingungen der Wissensproduktion, ist wesentlich, um zu hinterfragen, ob

Widerstandswissen in dieser Wissensproduktion anerkannt wird. Die Gefahr ist doch, dass zwei Klassen entstehen: eine, die prekär arbeitet und ihr Wissen über Widerstandspraktiken abgibt, und eine, die, mit besseren Arbeitsbedingungen ausgestattet, Wissen aufnimmt, aufarbeitet und davon profitiert. Wir werden nicht bezahlt, um diskursiv relevantes Wissen zu produzieren, obwohl wir es tun. Wir wollen nicht nur für bestimmte Dienstleistungen bezahlt werden, um dann zum Schweigen gebracht zu werden. Im Rahmen der «Universität der Ignorant_innen» fordern wir Aufmerksamkeit für dieses Terrain der Wissensproduktion.

K.K. Wenn ihr von Ignoranz im Sinne einer emanzipatorischen Raumnahme spricht, dann meint ihr damit auch die Missachtung von hegemonialem Wissen und das Verlernen der Sprache der Macht. Was ist dann lernen? Ist lernen im Sinne einer verkörperten Praxis zu verstehen?

L.C. Wir produzieren Wissen, indem wir Wissen hinterfragen. Gleichzeitig sprechen wir von der Einverleibung machtvollen Wissens. Was einverleibt wird, ist abhängig davon, was der Körper verträgt. Alle können alles essen, aber nicht alle Körper können mit den Zutaten gleich umgehen. Der Punkt ist, sich zu fragen, was der gemeinsame Nenner dieser unterschiedlichen Realitäten ist, um sich in dieser Gesellschaft politisch zu positionieren. Die sehr basalen Aspekte bilden also auch die Grundlage unserer Kritik.

A.S. Ich weiß z. B., dass ich keine Theoretikerin bin. Mein Schreiben ist sehr persönlich, weswegen ich mich auch den postkolonialen *scholars* so nah fühle. Ich werde dort richtig gut und klar, wo ich aus einer persönlichen Perspektive schreiben kann. Damit meine ich nicht meine Biografie, sondern eine Form des *situated knowledge*. Das in der Wissenschaft zu tun, ist aber total schwierig. Wegen des engen Wissensverständnisses bin ich gezwungen, Texte nach erlernten

Regeln zu produzieren, bei denen ich nicht das Gefühl habe, dass sie richtig gut sind.

K.K. Den Vorwurf der Befindlichkeitsprosa kenne ich als Delegitimierungsstrategie sehr gut.

A.S. Da hast du gleich wieder die andere Ebene: Wer sitzt in der Wissenschaft und kann entscheiden, in welcher Weise produziert und präsentiert wird. Es gäbe so viele, die dem akademischen Raum etwas hinzuzufügen hätten, aber den Duktus nicht draufhaben. Wenn wir in der Lage wären, dieses Nicht-Wissen, Nicht-Draufhaben zu teilen, würde es auch nicht darauf hinauslaufen, dass Einzelne denken, selbst schuld daran zu sein, keinen Platz zu finden.

K.K. Jetzt habt ihr beide über Formen der Situiertheit als kreativer Quelle wissenschaftlicher Produktion reflektiert. In welcher Weise spielen Kunst, Kultur, Theater beim Verlernen hegemonialen Wissens eine Rolle? Wie steht ihr dazu, dass Ansätze dekolonialen Wissens innerhalb des Kunst- und Kulturbetriebs momentan so präsent sind (*Wiener Festwochen, Donaufestival, documenta 14*) und sich gegen die Tendenz der politischen Vereinnahmung des Theaterraums von rechts (etwa durch die AfD in deutschen Theatern) behaupten?

A.S. Mein Projekt war, mir die Geschichte der *Wiener Festwochen* daraufhin anzuschauen, ob marginalisierte Künstler_innen repräsentiert waren, und im zweiten Schritt zu überlegen, wie ein dekoloniales Festival ausschauen könnte. Ich hatte erwartet, dass das Festival historisch total weiß war. Das war es überhaupt nicht. Sehr gute, wichtige Künstlerinnen of Color waren über die Jahre eingeladen. Mein Highlight ist z. B., dass 1965 James Baldwin mit einem Stück eingeladen war. Und das in Österreich, 1965! Oder eine *Desdemona*-Version von Toni Morrison 2008. Aber es handelt sich um ein

weißes Framing, in dem vereinzelt Leute auftauchen, ohne dass darüber jemand Bescheid weiß. Also war meine Aufgabe, das sichtbar zu machen und einen Raum zu schaffen, in dem Erinnerung geschehen kann, in dem kritisches Denken nach vorn mit einem Blick nach hinten möglich ist. Dann kommt das Publikum hinzu, aber eben das akademische kritische weiße *Wiener-Festwochen*-Publikum. Diejenigen, für die ich es eigentlich gerne gemacht hätte, waren kaum da. Aber ich glaube, dass es Zeit braucht, bis die marginalisierten Communitys in einer bis dato sehr weißen Institution Raum und Platz finden. Gleichzeitig überkommt einen das Gefühl, es sei momentan en vogue, solche Programme aufzuziehen, mit dem Effekt, dass eine Generation, die kritisch zu reflektieren versucht, auf die Struktur der *Wiener Festwochen* trifft: korrupt, sexistisch und rassistisch. Die große Kunst- und Theaterszene will <jetzt auch mal was mit dekolonial machen>. Aber was heißt denn das? Ein paar Migrant_innen auf die Bühne zu stellen?

L.G. Es bleibt der Widerspruch oder nicht intentionale Effekt der Aneignung des Themas des «Verlernens». Wer profitiert von dieser Sichtbarmachung, dieser modischen Thematisierung? Am Ende bleibt sie doch sehr elitär und ambivalent. Ich sehe es mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

K.K. Azadeh, du sprichst in der Ankündigung zum Programm der *Wiener Festwochen* von der Spekulationsfreude. Die Filmemacherin Wanuri Kahiu schreibt in *Abnen der Zukunft*: «Dennoch sind nicht Bildung und Zugang die Wachhunde des spekulativen Denkens – sondern die Fantasie.»¹² Welche Rolle spielen die Fantasie und das Spekulative für euch?

L.G. Wir sprechen meistens nicht von Fantasie, sondern von Heterotopie, also einem Raum, an den wir uns annähern können, den es noch nicht gibt. Die Fähigkeit, in einem Alltag, der von Frustrationen besetzt ist, sehen zu können,

dass solche Momente passieren, ist enorm wichtig. Denn in der hegemonialen Rationalität, die Migrant_innen entweder als Opfer oder Täter_innen sieht, existieren diese widerständigen Räume nicht. maiz wird von vielen nicht unterstützt, weil wir Migrant_innen nicht als Opfer stilisieren, sondern als Protagonist_innen betrachten, die in den prekärsten Situationen noch immer versucht haben, einen Weg zu finden. Ein wichtiges Ziel der «Universität der Ignorant_innen» ist, gerade diese gegenhegemoniale Logik sichtbar zu machen.

A.S. Für mich ist das Theater als Raum für Fantasie ein Grund, mich in der Wissenschaft freier fühlen zu können, etwas auszuprobieren. Ich bekomme Ideen, um anders zu schreiben, um etwas zu erschaffen, was im Akademischen eigentlich nicht möglich ist. Insofern gibt es bei mir diese Spaltung. Ich bin *scholar* und *writer*. Ich probiere mich im Fiktionalen mit verschiedenen Formen aus. Wenn ich das teilen würde, wüsste ich, dass einige etwas damit anfangen könnten. Im Moment möchte ich das aber eigentlich gar nicht, weil es Strukturen gibt, in die diese Texte nicht passen. Gleichzeitig werden die Texte, wenn ich mich in ihnen wiederfinde, richtig gut. Sie wie meinen Schatz zu behandeln, hat viel mit meiner persönlichen Geschichte zu tun. Ich bin in einem intellektuellen Haushalt aufgewachsen, in dem immer nur gelesen, geschrieben und diskutiert wurde. Mit siebeneinhalb Jahren kam ich als Flüchtlingskind aus dem Iran nach Deutschland, wo mir gesagt wurde, ich könne nicht schreiben, weil ich grammatikalische Fehler machen würde. Ich hatte aufgrund dieser Erfahrung lange das Gefühl, dass mein Schreiben an sich falsch sei. Dabei geht es darum, zu akzeptieren, dass etwas nicht in eine bestimmte Form passt und trotzdem gut und wertvoll ist.

K.K. Zugang begegnet uns ja oft auch im Zusammenhang mit der Zugänglichkeit von Texten. Darin vermischt sich oft der sicherlich

wichtige Anspruch, sich dem Publikum möglichst barrierefrei zuzuwenden, mit dem unternehmerischen Geist des Edutainments.

Je zugänglicher, desto unterhaltsamer, desto profitabler ...

A.S. Es wird unterschieden, wer unzugänglich schreiben darf und wer nicht. Zu dieser Unterscheidung gehört auch die schweigende Masse nach einem Vortrag von mir, wohingegen sich auf die verschwurbelte Rede eines weißen Professors noch immer ein weißer Mann im Publikum findet, der reagiert und mit ihm in den Diskurs geht. Mir wird stattdessen anhaltend suggeriert, ich würde Alien-Sprache verwenden.

¹ Vgl. Chandra Talpade Mohanty: *Feminism without Borders. Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*, Durham, NC, London 2003, 196.

² Vgl. Roderick Ferguson: *The Reorder of Things. The University and Its Pedagogies of Minority Difference*, Minneapolis, London 2012.

³ Ebd., 3.

⁴ Vgl. Sara Ahmed: *On Being Included. Racism and Diversity in Institutional Life*, Durham, NC, London 2012, 142.

⁵ Vgl. www.wfg.ac.at/DE_colonize-uni_VERSION:13889+M5e34df5a01a.o.html, gesehen am 28.6.2017.

⁶ Diese kleine Übung geht auf die Eingangspassage des Textes «Further Considerations on Afrofuturism» von Kodwo Eshun zurück. Ich möchte mich bei Karin Harrasser und den Studierenden unseres Seminars «Musikalische Eskapaden und auditive Fluchten» für die sehr inspirierenden Überlegungen im Rahmen des kleinen Versuchs bedanken. Vgl. Kodwo Eshun: *Further Considerations on Afrofuturism*, in: *CR: The New Centennial Review*, Vol. 3, Nr. 2, 2003, 287.

⁷ Vgl. Brigitte Fuchs, Gabriele Habinger, Birgit Rommelspacher (Hg.): *Rassismen und Feminismen: Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen*, Wien 1996.

⁸ Sara Ahmed hat 2016 auf eigenen Wunsch ihre Professur für Race and Cultural Studies an der Goldsmiths University mit der Begründung niedergelegt, die Universität würde nicht mit sexueller Gewalt auf Ebene struktureller Prävention umgehen können. Vgl. ihr Statement im Blog *feministkilljoys*, dort datiert 27.8.2016, hdl.handle.net/11346/COA8, gesehen am 29.6.2017.

⁹ Vgl. Emily Ngubia Kuria: *eingeschrieben. Zeichen setzen gegen Rassismus an deutschen Hochschulen*, Berlin 2015.

¹⁰ Encarnación Gutiérrez-Rodríguez, Kien Nghi Ha, Jan Hutta, Emily Ngubia Kessé, Mike Laufenberg, Lars Schmitt: *Rassismus, Klassenverhältnisse und Geschlecht an deutschen Hochschulen. Ein runder Tisch, der aneckt*, in: *sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, Bd. 4, Nr. 2–3, 2016, 161–190, hier 166.

¹¹ Vgl. ebd., 167.

¹² Wanuri Kahiu: *Ahnen der Zukunft*, in: Lien Heidenreich-Seleme, Sean O'Toole (Hg.): *African Futures. Gedanken über die Zukunft in Worten und Bildern*, Bielefeld, Berlin 2016, 175–187, hier 184.